

Roms Darlegungen gründen sich zum größten Teil auf den Text der öffentlichen Reden.

Schon vor zehn Jahren, im Frühjahr 1907, wurde auf dem in London abgehaltenen fünften großen Kolonialkongreß, an dem Vertreter des Mutterlandes und der Kolonien mit Selbstverwaltung teilnahmen, die Frage der Verteidigung des Reiches und deren planmäßige Organisation erörtert. Es ist nun für uns besonders interessant zu vernehmen, daß schon damals der englische Botschafter Halahan auf die Notwendigkeit von Truppenbewegungen der Kolonien nach dem Mutterlande „im Falle höchster, allgemeiner Gefahr“, natürlich mit nötiger Vorsicht, hinwies. Die gleiche Frage war sogar schon auf der Konferenz von 1902 behandelt worden; zum ersten Male bildete sie aber den Inhalt ernster Verhandlungen im Jahre 1907, also gerade zu der Zeit, als König Eduard den Einheitsvertrag in der Dominions (in dem Abkommen über Berlin) gerade aufstehende genommenen Einigung mit Russland für Deutschland bedrohlich zu werden erlangt. Nicht weniger bemerkenswert als die Tatsache an sich, die Lord's Halahan's Charakteristik, das bei uns so lange fast unbeachtet worden ist, in hohem Maße erkennen läßt, ist die frühe Erwähnung, die seinen Reden von den Vertretern der britischen Kolonien zuzulassen wurde. Halahan mußte erklären, daß die einzelnen Dominions gar keine Luft verspürten, sich derart militärisch festzusetzen, und daß sie mit der Regelung ihrer eigenen Verteidigung ausreichend zu tun zu haben erklärten. So kam ein erstaunlicher Mangel an Einheitsgefühl im Kriegesfall des britischen Imperiums an den Tag. Der damalige australische Premierminister Deakin brachte eine eigene ausgearbeitete Skizze zum Vorschein, die in der Richtung der Verträge, die die Verteidigung der militärischen Streitkräfte Australiens in den verschiedenen Teilen des Landes darlegte. Einzelheiten, die dem britischen Kriegeramt bis dahin nicht einmal bekannt gewesen waren.

Bei derselben Gelegenheit wurde auch die delikate Frage über den Beitrag der Kolonien für eine gemeinsame Seeverteidigung erörtert. Daraus verriet sich gleichfalls eine bedeutsame Episode aus heute noch Bedeutung. Auf den Vorschlag, daß Kanada im Gegenzug zu den übrigen Kolonien dem Mutterlande für die maritime Verteidigung seine Beiträge zur Verfügung stelle, erwiderte der kanadische Reichsminister, man solle in London nicht vergessen, daß allein schon der Höflichkeit in den kanadischen Gewässern jährlich 50 000 Pfund Sterling an Kosten erfordere, wozu noch in allerhöchster Zeit ein neues Schiff für die Küstenwache im Ästlichen Ozean käme, dazu käme noch die Verteidigung an den Küsten der großen Seen, zu welchem Zweck Kanada schon ein Fahrzeug hätte und noch mehrere zu bauen gedenke. Schließlich hätte Kanada auch noch seine Seemilitär mit einem dort gebildeten Leuchtungsflotte, sein Seefahrer- und seine Schiffbauern. Angesichts aller dieser Leistungen war der kanadische Reichsminister der Ansicht, die kanadische Regierung habe reichlich mit der Verteidigung des eigenen Landes zu tun, so daß sie sich zu irgend welchen „allgemeinen Reichsleistungen“ nicht verpflichten könne.

Die in alledem zum Ausdruck kommenden zentrifugalen Bestrebungen der Dominions sind in England keineswegs festgenommen worden. Gerade im Jahre 1907, als die Verträge des britischen Imperiums, die sich auch an einer großen Zahl praktischer Vordinge hat seit Jahrzehnten beobachten lassen. So entstanden, um der Gefahr rechtzeitig zu steuern, Pläne für eine festere und einflussreichere Organisation des Reiches, wie sie z. B. Chamberlain als Kolonialstaatssekretär verfolgt hat. Es ist kein Zweifel, daß in England jetzt das entschlossene Bestreben nachgehört ist, zwischen Mutterland und Kolonien eine vollkommen nationale Einheit und Einheitsgefühl herbeizuführen. Chamberlain hatte die deutsche Einheitspolitik durch und Eifer zusammengefaßt; es hat den Anschein, als ob etwas Ähnliches jetzt mit dem britischen Reich vorgehe. Die umfangreiche Unternehmung, die die Kolonien während des Krieges dem Mutterlande haben zuzulassen lassen, steht in offenbarem Gegensatz zu der früher beobachteten Haltung der Dominions in den Fragen der Reichsverteidigung. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß eines der Ergebnisse des Weltkrieges die engere Vereinigung des zerstückelten Reiches sein könnte. Man darf jedoch nicht überschätzen, was die Zukunft bringt. „Mut und Eigenpflicht“ nur unter der Voraussetzung richtig ist, daß sie zum Siege führt. Für ihn unterliegt es daher immer Zweifel, daß die schwerste Probe für das einheitliche britische Imperium noch bevorsteht. Die Geschichte des Imperialismus

aller Völker enthält nirgends Beispiele dafür, daß die Kolonien sich einig um das Mutterland gruppierten, und daß sie um des „Reiches“ willen ihre eigenen Ziele weitgehend aufgegeben hätten. Soweit das britische Reich in Betracht kommt, haben jedenfalls die Kolonien, die sich für England darboten, nicht nur, sondern auch die schwebende Staaten bestrachtet zu werden, das Dinge dazu beigetragen, um die schwere Schuldenlast von Anprüchen und Forderungen, die ihre Vorfahren auf England's Schültern gelegt hat, zu vermehren. Diese Schuld soll beim Friedensschluß bezahlt werden. Im Falle eines entsetzlichen Sieges über Deutschland würde diese Aufgabe verhältnismäßig leicht sein. „Elegt England oder nicht, so kann sich kein Verhältnis zu den kolonialen Gläubigern recht ergeben.“ Die kleinen und großen Bundesgenossen in Europa kann England leidetere Herzen im Stich lassen, als seine eigenen Kolonien. Werden diese in ihren manchmal recht weitgehenden Ansprüchen genehmigt oder getuschelt, so wird das britische Reich zweifellos vor eine ernste Krise gestellt werden. So hat das Problem des britischen Imperialismus für sich die Zukunft Englands in Bezug auf seine Kolonien auf innigste mit dem Ausgang des Weltkrieges verknüpft. Das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonien scheint so leicht zu zerfallen, wie die Faktoren zu gehören, die England nicht ruhen lassen, ehe Deutschland nicht zu Boden gemorren ist, umstände, die dazu beitragen, den Weltkrieg zu verschärfen und die Ver- sühnung zu erschweren.

Die Wirkungen des U-Bootkrieges in amtlicher Darstellung.

(Schluß)

Werden wir nun zum Schluß einen Blick auf die Wirkungen des U-Boot-Krieges auf die englische Kriegsführung, hing abgeworfen, dann, daß die U-Boat-Kriegsleitung von Geschäften für die dauernd wachsende und doch nie ausreichende Zahl von U-Bootjägern und für die Handelschiffe, hunderte von Fliegern für die Überwachung der Küstengewässer von den Landfronten abzieht, daß riesige Mengen von Munition und sonstigem Kriegsmaterial wirkungslos mit den Schiffen, die sie übers Meer versenden, verlorengelassen werden, daß das U-Boot England's Meer all die Kräfte und Stoffe, die nötig sind, um die Schiffe auszugleichen, die es England's lebensnotwendiger Volkswirtschaft zuführt.

Wie weiter: Es hat England den Landkrieg in seiner ganzen Größe und Größe ausgenommen. Die Flotte kann den Krieg nicht gewinnen; der Krieg muß an Lande gewonnen werden“, sagte der englische Admiralschef Jellicoe am 5. April 1917 zu den Vertretern der Gewerkschaft. England beherzigt nicht mehr die See; denn das U-Boot durchschneidet ihm, unbehindert durch die übermächtige Flotte, die Seeverbindungen. Das Inlettschiff kann darum nicht mehr wahlverlorst mit allen Erzeugnissen der Erde und sich bereichernd durch einen ungemessenen Handel und durch die Ausfuhr seiner Industrie, im Schutze seiner unüberwindlichen Flotte, den Krieg von Bundesgenossen und Alliierten führen lassen und gemächlich sein Ende abwarten; es muß, in der bellenden Angst, die Wurzeln seiner Kraft nach und nach durchschneiden zu sehen, versuchen, schnell zur Entscheidung, zum Siege zu kommen; daher die Beteiligung am Landkrieg mit einem Einlag englischer Volkstruppen, wie ihn die Geschichte bisher noch nie berichtet konnte; daher, trotz aller Mißerfolge, die immer erneuten Opfern mit Opfern an Blut, wie sie vorher noch nie ein englischer Feldherr von englischen Heeren gefordert hat.

Wir haben dargelegt, worauf sich unsere Zuversicht gründet, daß wir im U-Boot-Krieg das rechte Mittel besitzen und anwenden, um England zum Frieden geneigt zu machen. Um es kurz zusammenzufassen: Der U-Boot-Krieg ist das Problem des Schiffverkehrs; einmal insofern er einen Grundpfeiler der Volkswirtschaft Englands unterminiert, die Handelsflotte; dann: indem er den englischen Seeverkehr immer mehr beeinträchtigt, lähmt er dessen Funktionen, das englische Volk mit Lebensmitteln und mit Rohstoffen zu versorgen, der eng-

lischen Arme und Flotte Unterhalt und Kriegsmittel zuzuführen und den für die Lebenserhaltung unentbehrlichen Handelsschiffen des europäischen Bundesgenossen wenigstens aus erforderliche Mindestmaß zu ergänzen. In welchem Punkte zuerst die Möglichkeit aufzuheben wird, diese unentbehrlichen Funktionen in genügender Weise zu erfüllen, läßt sich nicht voraussagen; das wird von der Verfügung Englands über seinen Schiffsraum abhängen. An welcher Stelle aber auch immer der Schiffsraum fehlen wird, ob zuerst die Versorgung der englischen Zivilbevölkerung oder der Kriegführung oder der Bundesgenossen verlassen wird, in jedem Falle gerät damit die Grundlage für die Fortsetzung des Krieges seitens des Verbandes ins Wanken. Wir können des Erfolglichen sehen wir überall näher rücken. Wir können den Erfolg dieser Entscheidung, die mit völliger Sicherheit in absehbarer Zeit ihr Ende finden wird, ruhig abwarten. England hat die alten friedlichen Verhandlungen, die ihm geboten wurde, zurückgelassen. England selbst hat damit sein Schicksal auf die Höhe beschworen.

Die Not der englischen Arbeiterschaft.

Der U-Boot-Krieg wirkt! Daß in der englischen Arbeiterschaft Nahrungsnot herrscht, daß es in schweren gewöhnlichen Anrufen gekommen ist, daß die bisherigen Regierungsmaßnahmen ihren Zweck völlig verfehlen, ist in England ein offenes Geheimnis. Die englische Presse lautet es nicht. In den englischen Wäutern finden sich spaltenlange Erörterungen dieser Dinge. So brachte die „Morning Post“ am 2. August zunächst einen Leitartikel, der in überaus drastischer Weise die Klagen und Nöte der englischen Arbeiterschaft behandelte. Nachdem das Blatt ausführlich diejenigen Fragen erörtert hat, deren langsame und die Arbeiter nicht befriedigende Behebung auf großen Streikbewegungen Unfug gäbe, heißt es in dem Aufsatz: „Man sage zu dieser Zeit nicht zu anderen, sondern wirksamen Maßnahmen, um die Not der Arbeiterschaft zu beheben. Die Herzen der Leute sind in der Tat durch die harten Arbeitsbedingungen geschwächt, ferner durch niedrige und in vielen Fällen ungenügende Löhne, durch Sorgen und Trauer, welche mit dem Kriege zusammenhängen, übermäßige Nahrungsmittelpreise, Lücken der Nutrausgabenbeamten usw. Hier sind vielleicht Gründe genug vorhanden für diejenige Entscheidung, welche man als U-Boot unter den Arbeitern bezeichnet.“ In derselben Nummer der „Morning Post“ wird unter der Überschrift „Anruhe unter den Arbeitern, erste Lage in Wales“, eine längere Behauptung aus dem letzten englischen Reichstag herfür für diesen Artikel gegeben. In der Spitze der Behauptung zur Behebung der Lage, welche als „außerordentlich ernst“ bezeichnet wird, steht die Forderung, die Regierung möge sofort Maßnahmen zur Herabsetzung der Lebensmittelpreise und zur Bekämpfung des Preiswunders treffen. In derselben Nummer der „Morning Post“ wird ferner berichtet, daß eine Abordnung des Zentralauschusses der Londoner Gewerkschaften, des Londoner Gewerkschafts- und der Londoner Arbeiterpartei bei dem Nahrungsmittelminister, Lord Rhondda, vor sprach und auf die Notlage, unter der die Arbeiter infolge der hohen Nahrungsmittelpreise leiden, hinwies.

Rußland.

Die Moskauer Konferenz ein Fehlschlag.

Der V. von der Schweizer Grenze, 31. August. Nach Schweizer Korrespondenzmeldungen aus London meldet die „Morning Post“ aus Moskau: Infolge des Einbruchs der Vertreter der Arbeiter- und Soldatenvereine sowie der Arbeiter der Bauern unter die Tisch eine neue und gefährliche Situation in der russischen Revolution. Die Verhandlungen der Moskauer Konferenz sind ein Fehlschlag. Die Verhandlungen der Moskauer Konferenz sind ein Fehlschlag. Die Verhandlungen der Moskauer Konferenz sind ein Fehlschlag.

Gute Gesellen.

Sumerothischer Rinfiterroman von Emma v. Borgstedt.

45. Fortsetzung. (Herausgeber unbekannt.)

Sie dachtest, daß er in ihrem kleinsten Briefchen lächelte, aber ihr war nicht froh zu Sinn. Sie mußte sich immer wieder und wieder das ein denken: Er kennt Elisabeth nicht, nein, gar nicht. Sie kann und wird nicht verstehen, was er ihr getan hat.

Felix schrieb lange. Dann ließe er selbst den Brief in der neuen Post ein, und plötzlich kam ein Liebesum über ihn, was das ja, als sie noch alle beieinander waren. Nur gut, daß Felix-Fritzchen ohne Ende bereit war, auf seinem Rücken durch alle Zimmer zu jagen und als Bär auf der Erde zu kriechen, denn Adolande hatte sich in ihr Versteck geschlichen und war durch sein Hintern zu überreden, die Tür zu öffnen.

„Felix, nein, Sie bringen mich um“, war ihre Antwort. Schloßbauer erhielt umgehend eine Antwort, vielleicht schneller, als er geglaubt hatte. Er rief den Umstößel neben einander und las:

„Geheirter Herr Schloßbauer!“ stand da. „Ei, das sind böse an. Diese laute, fremde Artrede, wo er immer wieder was erwartet hatte. Und dann schrieb Elisabeth weiter: „Der Antrag ist nicht in Erlaunen. Es müssen, ich bin ganz arm; arme Mädchen pflegt man nur aus Liebe zu heiraten, und Sie haben mich niemals geliebt. Wenn ich früher die Porten besah, so war es ein Gefühl, der Ansicht von mir erkannt ist, und ich bin viel zu stolz, Ihr Mitteld, Ihr Erbarmen anzunehmen, denn weiter haben Sie mir nichts zu bieten.“

Das war ernst. Felix erzählte ein wenig, sein Gesicht wurde heiß und rot, dann aber lachte er auf, laut und glücklich.

„Nun, süße Anna-Daura! Dummes geliebtes Fräulein! Was müßt Sie dieser garstige Brief für Herzweh und Tränen geschickt haben. Er ist nicht viel haben. Das hätte Sie nun eigentlich wissen müssen, und dann nicht zu etwas nicht schreiben dürfen. Aber da stand noch mehr.“

„Wenn man jemand liebt, wie ich geliebt sein will, läßt man ihn nicht in der Stunde der Not im Stich, geht nicht heimlich bei Nacht und Nebel davon, ohne zu fragen, ob der andere daran zugrunde geht.“

Da hatte sie recht, und doch auch wieder nicht. Denn sie wußte nichts von seiner heißen Qual und nichts von dem Schmerz eines Mannes, je — das Weib — würde ihn in dieser Hinsicht auch nie, nie verstehen. Ob sie wirklich

plauderte, er werde sie nach ihrer Wollage aufgeben, werde sie jetzt lassen, nachdem er ihr endlich ein Haus und eine Heimat bieten konnte!

Serrgott, seine Anna-Daura sollte ihn doch kennen! Wieder hätte Zerkersucht sie für; sie standen und hielten sich bei dem Hand, der Regen rauschte, und in ihnen war ein großes, heiliges Glück.

Natürlich wäre sie mit ihm gegangen bis an den Nordpol, wenn er es verlangt hätte; das wußte er wohl, das fürchte er, darum entließ er — ihr — allein, die ihn lieb hatten. Wie durfte er ihr reiches Leben an sein ungewisses Schicksal knüpfen.

Freilich, heute — mit ihrem Verleste in der Hand, nach all den Jahren der Liebe und Glückseligkeit, da wußte er, daß es Bands gibt, die sich nicht zerbrechen lassen, wenn es sich einem der beiden, die sie eintem, gefällt; da wußte er, daß er besser ist: mitkommen zu können, als ohne einander zu leben. Denn: nach meinem Gesellen ist mir wohl!

Der Morgenwind bringt die Klage auf seinen Schwingen mit, und wo eine Nase blüht, da haucht sie ihren Duft. Sie gleitet mit dem Sonnen- und Mondbestrahlung, Meeres- und Stromeswellen rauschen sie — immerzu — immerzu — Das große Lieb des Lebens ist ohne Schlaf, denn es ist ein Klagelaut und sollte doch Jubel sein. Felix Schloßbauer stand lange sinnend. Dann faltete er das böse Schreiben Anna-Dauras sein fürsorglich zusammen und bewahrte es auf seiner Brust.

Nach dem indolenten Mittagsessen bei einer Tasse vorzüglichen Kaffees legte er schlief.

„Felix, Sie haben die Schönen, ich habe, das es meine Senkerzucht war; es ist himmlisch bei Ihnen, aber ich muß abreiten.“

„Felix! Nein, wie können Sie so abscheulich sein. Sie haben mir doch erst versprochen, acht Tage zu bleiben und später viel länger.“

„Habe ich auch, aber es hilft diesmal nichts.“

„Müß mir denn alles — alles verweigert werden“, schluchzte Adolande auf, und Pfeffermännchen zog sie erschrocken an seine treue Brust, Felix aber setzte trübend hinzu:

„Über, Joe Taufendstücken, immer erst ausreden lassen — ich komme wieder.“

„Bestimmt!“ Sie lächelte plötzlich.

„Wann bestimmt, ich liebe keine Bege.“

„Aber wohin wollen Sie denn auf einmal so Hals über Kopf?“

„Bewacere — tiefes Geheimnis, kann nicht verraten —“

„Ach, Felix — ich weiß nicht, mir ist recht ganz und gar.“

„Gott behüte, warum denn? Weiß eine gewisse schöne Frau Pfeffermann vielleicht noch, wie sie sich im Sturme ihren Mann erlangt? Vielleicht habe ich damals etwas getan. Nun aber bitte ich entweilen um gnädige Entlassung. Meine Sachen bleiben hier.“

Er warf ihnen noch unter der Tür eine Kuhhand zu. Adolande aber sagte leise, daß sie ein Pfeffermännchen lehnend.

„Anton, mein geliebter Mann, was soll daraus werden? Wie ich Eisen kenne, hat sie ihm sicher einen Korb gegeben.“

„Wir müssen Vertrauen haben, mein Weib, unser Goldjunge, unter Felix, muß eben zurückerkämpfen, was er durch eigene Schuld verloren hat.“

Goldhühner.

Der Herr'sche Dodmann wollte ja die Tür seines Holes öffnen, als dieser auf laut und laudend in sein Ohr schallte. Er prallte erschrocken zurück und hielt dann erkannt vor der lebenden Heide stehen, die sein Gesicht umschloß. Nicht vor ihm tauchte ein blonder Mann auf, den grünen Lehnstuhl tief im Naden, ein Mägel auf dem Rücken, er verhaucht und sonnenbrannt.

Auf allen Blättern und Zweigen lag schimmernd goldiger Sonnenhimmel, im nahen Nade jagten die Vögel, die Wildtaube ruckte, wie Wehrauch jagte die Luft der Ebel-tannen und Föhren über dem Gelbte. Moninger Friede rington.

„Grüß Gott, Herr Oberförster“, sagte nun der Blonde, weiß war nicht, ob die Anna-Daura je mit mir gesprochen hat, aber glauben Sie nicht, daß ich so schnell wieder gehe.“

Dabei nahm Schloßbauer — denn er war es — den alten Herrn in die Arme und drehte ihn mit einem hellen Lohler im Kreise herum, bis ihm die Luft verging und er atemlos hernorbrachte:

„Ja, mein Himmel, wenn ich nur wüßte, wer Sie sind und was Sie eigentlich wollen. Ich kenne Sie nicht, ich Sie meines Wissens niemals, und Sie —“

„Ich habe natürlich sofort gemerkt, daß Sie Anna-Dauras Vater sein müssen. Ist fast nun einmal nicht von Art“, lachte Felix. „Ich befehlige des Leberstumpfen Gesicht, das halb Bergknigen, halb Verger ausbrudite. Darumhin ließ er seine Blide umherwandern.“

Wo war Elisabeth?

Adolande hatte doch fest versichert, daß sie im Baten hauke.“

Elisabeth hatte auf der Hintertreppe gestanden, am dem Vater nachzulaufen, als das Goldhühner in ihr Ohr tönte. Ihr Herz stand einen Augenblick still.

(Fortsetzung folgt.)

Haag, 30. August. Neuter meldet aus Moskau: Die Reichskonferenz schloß mit einer Rede Kerenkij. Er sagte, obgleich verschiedene Gruppen die vorläufige Regierung kritisieren, zeigte die Konferenz doch alles, was man zu einem Vergleich wünschen kann. Die vorläufige Regierung werde über die Revolution wachen, und keinerlei Gegenrevolutionen dulden. Die russische Regierung bedauere keineswegs, daß sie diese Konferenz einberufen habe, denn, obgleich sie nicht zu praktischen Erfolgen geführt hat, so war jedoch für die russischen Bürger die Gelegenheit gegeben, zu erklären, was sie auf dem Herzen haben und dies ist nötig für den Staat. Kerenkij wurde beim Verlassen der Tribüne lebhaft bejubelt.

Neue Kravalle in Petersburg.

c. B. Stodhorn, 31. August. Erste Unruhen fanden in der Wälbinger Vorstadt von Petersburg statt. Es kam zu Zusammenstößen zwischen der Artillerie- und Arbeiterkommission. Ein Moscauer Regiment stellte die Ordnung wieder her.

Die Aufstufung in der russischen Armee.

T. U. von der Schweizer Grenze, 31. August. Der Petersburger Berichterstatter des "Sowjet" meldet, daß die Disziplinlosigkeit unter den russischen Soldaten an und hinter der Front neuerdings an Ausdehnung gewinnt. Um die durch die großen Verluste entstandenen Lücken, durch die letzte Offensive auszufüllen, würden fortwährend Soldaten aus dem Innern des Landes zur Front abtransportiert, wo sie jedoch vielfach noch größere Unruhen hervorbrachten.

Nadto Dimitriew abgesetzt.

c. B. von der Schweizer Grenze, 31. August. Nach der "Neuen Zürcher Zeitung" meldet die russische Pressefreispendenz: Der frühere bulgarische General Nadto Dimitriew, der die russische Nordfront befehligte, wurde durch General Barzif ersetzt.

Die halsstarrigen Sowjet.

WTB. Amsterdam, 30. August. Nach einem heißen Streit haben die "Times" aus Moskau: Das Betragen der Sowjet und seiner Anhänger nimmt jede Hoffnung, daß die Konferenz zu einer Besserung der Lage führen könnte. Sie sind und bleiben taub und blind für die Folgen einer Niederlage. Bezeichnend war die Haltung gegenüber Kerenkij. Als der Oberbefehlshaber die Tribüne bestieg, erhob sich die große Mehrheit der Anwesenden, um ihn zu begrüßen. Die Mitglieder der Sowjet einschücheltlich aller Soldaten-Abgeordneten blieben sitzen und enthielten sich jeden Beschlusses. Solange Kerenkij sprach, nahmen sie die Haltung abschätziger Geringschätzung an, während ihnen von den Geleiteten Worte wie: "Schande", "Seitlinge", "Verräter" zugezogen wurden.

Freiheit für die Fische. — Der Regensturm als politischer Wecker.

Zur Charakteristik der blinden Auffassung, mit der das russische Volk die ihm pflöchtig bestrafte Freiheit begrüßt, teilt der Petersburger Berichterstatter des "Sowjet" die folgenden Episoden mit, die, wenn sie auch nicht wahr, so doch für den Zweck, der sie dienen sollen, nicht übel ersanden sind. In Gidrisland gibt es einen kleinen, von armenischen Ufern umgebenen tiegründigen Teich, der mit einem zweiten kleineren durch eine Art Kanal verbunden ist. In diesem Kanal hatten die Offiziere der in der Gegend untergebrachten Truppen einen Auslass bauen lassen, um Wasser zum Angelposten abziehen zu können. Da es eines Tages regnete, kamen die Herren reichlich auf ihre Köpfe. Einige Tages hatten sich in der Nähe ein paar hundert Soldaten zu einer jener Versammlungen zusammen gefunden, die an der russischen Front derzeit zur Tagesordnung gehören. Es schienen ernste Probleme zu sein, mit denen sich die redegewandten Soldaten beschäftigten, denn die Sitzung zog sich ziemlich lange hin. Mächtig aber legte sich die Gruppe, und die Teilnehmer stürzten mit dem Ruf: "Sloboda! Sloboda!" (Freiheit! Freiheit!) auf die Teiche zu. An dem Auslass, der die beiden Seen trennte, angekommen, begannen sie ihn sofort mit Äxten und Beilen zu zerschneiden. Vergessend bemühten sich die Offiziere, dem Zerstückelungswert Einhalt zu tun. Die Soldaten arbeiteten ruhig weiter und riefen ihren Offizieren zur Erklärung nur zu: "Sloboda, Sloboda auch für die Fische."

Nicht minder hüßlich ist die Geschichte des Mannes, der durch seinen Schirm der Heil des Tages wurde. Es handelt sich um einen kleinen Subalternbeamten, der eines schönen Tages, als er mit seinem roten Regensturm unter dem Arm nach dem Bureau unterwegs war, unter eine Echar von Demonstranten geriet, die sich zu einer Versammlung begaben. Die Aufgeregten herrschten ihn gebietend an, seinen Schirm aufzumachen. Ein geschlossener Regensturm ist eben kein Demonstrationengegenstand, während der geöffnete so etwas wie ein rotes Banner darstellt. Der brave Speisbüchler tat, wie ihm geheißen, und ließ sich von einem an als Subalternträger der Freiheit gefeiert. Die Frauen überfluteten ihn mit Blumen und zeigten ihm die Kinder zum Kuss. Sein Weg als ein Trübsinniger, und bei der Versammlung machte man ihn zum Präsidenten der Sitzung, die drei Stunden dauerte. Der Mann pochte sich mit verständlicher Schnellfertigkeit der Situation an, und als er endlich bei dem nachfolgenden Bankett auf dem Ehrenplatz der Festtafel saß, fand er sogar die rechten Worte für eine Festrede, die allen Anwesenden zu Herzen ging. Der Witz dabei war, daß besagter kleiner Subalternbeamte der Zarenregierung im Herzen treu ergeben und überhaupt ein Reaktionär schwärzter Farbe war. Aber der erste Glanztag seines Lebens und die unerhoffte Popularität, zu der er sich verschaffen, hatten ihn befeuert und genügt gemacht, seinen alten Glauben abzuschleudern. Das tat er denn auch leichten Herzens, indem er sich sofort als Mitglied eines Revolutionsausschusses aufnehmen ließ, den er ohne seinen toten Regensturm nie fennen gelernt hätte.

Rußland ein Kohlenzufuhrland?

Ein Vertreter des russischen Handelsministeriums, Ingenieur Johann Korobow, der sich jetzt in Kopenhagen aufhält, hat sich einem Mitarbeiter des "Sowjet" gegenüber über Rußlands Bodenschätze, insbesondere über dessen ausgebeutete Kohlenreserven ausgesprochen. Vor dem Kriege führte Rußland alljährlich 15 Millionen Tonnen Kohlen ein, während es jetzt ohne diese Einfuhr auskommt. Am Moskauer Meer besitzt Rußland ein Kohlenfeld, das nicht weniger als 1000 Quadratkilometer mißt, von denen ein Drittel

Abgebaut liefert. Noch gewaltiger ist das Kohlenlager, das im vergangenen Frühjahr bei Reval entdeckt wurde, und das angeblich 60 Kilometer lang sein soll. Der Verbrennungswert der russischen Kohle nähert sich dem der englischen. Da die Kohlen sehr wenig tief liegen, können sie im Tagbau gefördert werden, was mit dazu beitragen soll, daß der Verkaufspreis sehr niedrig werden wird. Nach Korobow ist ein Rußland in Zukunft natürlich auch Kohle auszuführen; denn die Lager sind unergründlich, und Rußland braucht Geld. Was an diesen wärdenhaft anmutenden Ziffern Maßstab ist, wird sich ja in nicht allzu langer Zeit heraus stellen.

Grenselzen vom russischen Rückzug aus Galizien.

Schilderungen eines früheren Ministers.

Der frühere Kriegsminister Gutschikow hat den Rückzug aus Galizien mitgemacht und ist dann von einem Reporter der "Bridgman's Weekly" ausgefragt worden. Er erzählte haarsträubende Geschichten aus den Tagen, wo die Vergewaltigung über den Rückzug der russischen Soldaten den letzten Rest von Dignität und von Bekanntheit nahm. Seine Worte haben uns zu größerem Mitleid, da niemand glauben wird, daß er über seine eigenen Raubbeute lügt. Er sagte:

Ich war Augenzeuge der letzten Ereignisse an der Südwestfront. Dort herrschte vollständige Auflösung. Ich habe gesehen, welche Leiden die Bewohner von Kalusz durchzumachen hatten. Was sich hier zutrug, spottete jeder Beschreibung. Es war schlimmer als das, was die Tiberseelen im letzten Welt- und die russische Bevölkerung wurde mitleidig behandelt. Die Offiziere benahmten sich bewundernswert und taten, was sie konnten. Aber was vermochten sie diesen bedrückten Massen gegenüber, die unaufrichtig mit den Gemütern drohten! Alle verhärtete Offiziere weinten, als sie mit von diesen Grenselzen erzählten.

WTB. Berlin, 30. August. Die russischen Soldaten haben auf ihrem lustigen Rückzug in Galizien in einer Weise gehandelt, die an die schlimmsten Untaten der zaristischen Armee erinnert. In Zaroslaw und Zanislaw wurden sämtliche Häuser der wohlhabenden Bevölkerung geplündert, in Brand gesetzt und zerstört. Am vollständigsten hausten die russischen Russen in dem Städtchen Kalusz, das heute ein Trümmerhaufen ist. Das Zentrum des Ortes, das Geschäftszentrum, ist vollkommen zerstört. Nach den Aussagen der Bevölkerung kauften die Russen wie wilde Beuten und zwar besonders die Spitztruppen, Kojaken und Ziberseelen. Die Brandkompanien endlich vollendeten das Werk der Vernichtung. Die Soldaten mordeten und schändeten Frauen, die Männer, die Eingruppen erhoben, wurden niedergeschossen. Einzelnen Einwohnern gelang es, sich durch hohe Lösegelder zu retten. Der Brauereimeister Wolf Fassendörfer sammelte 600 Kronen für die Kojaken. Er sollte erschossen werden, konnte aber im letzten Augenblick noch entkommen. Dem Bekleidungsindustriellen Samuilow wurden Waren und Geld im Werte von 250 000 Kronen geraubt. Nach Aussage der Juden sind an jenem Tage 13 Juden und 10 Christen ermordet worden. Der rufstehende Pfarrer von Kalusz erklärte, daß in jedem zweiten Hause die Frauen und Mädchen geschändet wurden. Goldene Uhren, Halsketten und Geldstücke wurden sowohl dem Pfarrer als auch seinem Bruder gestohlen.

Vermischte Kriegsnachrichten.

Neue Kämpfe in Deutsch-Maierita.

De Haere, 29. August. (Samoserhebung.) Die im Südosten von Deutsch-Maierita operierende belgische Abteilung hat bei ihren Angriffsunternehmungen nordwestlich von Anongo (Wahenge?) einen Erfolg davongetragen. Auf dem Wege zum Anongo (Wahenge?) warf sie am 18. August bei einem heftigen Kampfe zurück und brachte den deutschen Streitkräften, welche die Stellung von Droop (?) am Etappe nördlich von Kobon (Kobon?) besetzt hatten, eine Niederlage bei. Der Feind zog sich nach Süden zurück und ließ in der Handen unserer Truppen einen gefangenen Europäer und sechs Europäer als Geiseln zurück. Nordwestlich von Anongo zogen Ruipa und Kilmbero rückte eine englische Abteilung, die in Verbindung mit der belgischen Abteilung vorrückt, vor und warz deutsche Streitkräfte, die sich ihr entgegenstellten, auf Traira (Tafara?) und Anongo zurück.

Bewähre Grausamkeit und unglückliche Barbarei der Italiener.

Das Wiener Fremdenblatt brandmarkt die umfangreichen Angriffsunternehmungen der italienischen Flieger auf die osterr. Stadt Triest als einen Akt bewährter Grausamkeit und unglücklicher Barbarei, der die schmerzliche Wut der Italiener darüber entzündet, daß die Arme Victor Emmanuel nicht imstande sei, die Stadt zu erobern. Die Italiener verfluchten die Welt mit hochtrabenden Schlagworten von Menschlichkeit und Befreiung unterdrückter Völker zu täuschen, wie sie den österr. Reichsstaatsbürgern italienischer Zunge gegenüber angaben, die Erörterung Triests zu werden. Nun aber, da die Italiener vor der ganzen Welt ihr angeblühendes moralisches Recht auf diese Stadt verloren hätten, müße wohl jeder Zweifel über die wahre Gesinnung Italiens gegenüber der Stadt Triest schwinden. In der ganzen Monarchie aber werde die neue Frontlinie in der Erbitterung gegen den rücksichtslosen Feind feigen und die äußerste Grausamkeit erzeugen, alles aufzubieten, um die räuberischen Absichten der Italiener zu vereiteln.

Guanis unter Anlage.

WTB. Bern, 31. August. "Zeit-Parisien" meldet aus Athen: Die Mitglieder der Wehrzeit in der Kammer beschloßen in ihrer Sitzung am Freitag, einstimmig von der Kammer zu fordern, daß Guanis der angestrebten in Korinth interniert ist, wegen des Abflusses einer 800 000 Anteile mit Deutschland und der Auslieferung des Forts

Kupel in Schmaezfonten an die deutsch-bulg. Truppen in den Untergang zu verurteilen werde.

Die Patrioten werden jetzt in Griechenland bestraft, die Verräter belohnt.

Der Ruf nach höheren Kriegsteuerungszulagen für die unteren Beamten.

Eine Eingabe an den Reichsanzeiger.

Unter dem Druck der fortschreitenden Teuerung hat sich die wirtschaftliche Lage der Beamtenklasse mehr und mehr zu einer Bedrängnis gestaltet, und besonders die gering besoldeten unteren Beamten werden durch die Teuerung hart betroffen. Im Hinblick auf die kritischen Verhältnisse hat die preussische Regierung in Uebereinstimmung mit den zuständigen Instanzen des Reichs und der Einzelstaaten eine Erhöhung der den Beamten bisher bewilligten Kriegsteuerungszulagen beschlossen. Diese Erweiterung der bisher bezogenen außergewöhnlichen Kriegszulagen zum Beamtenbesoldungslohn ist gegenwärtig zwar praktisch noch nicht durchgeführt, aber mit Wirkung vom 1. Juli d. J. ab demnächst in Kraft treten. Es ist eine freizeitspendige Maßnahme der Regierung im Interesse der bedrängten Beamten an sich zu begrüßen, so hat sie die gerechtfertigte Zustimmung und Entlastung in den Kreisen der unteren Beamtenklasse erregt, weil die für die unteren Beamten in Aussicht genommene Aufbesserungsbeträge gegenüber denen der mittleren und höheren Beamten so niedrig sind, daß sich das wirtschaftliche Verhältnis der unteren Beamten zu dem der mittleren und höheren Beamtenkategorie weiterhin erheblich verschlechtern muß. Bei den höheren Beamten bis zu einem Dienstverdienst von 13 000 M. beträgt diese jährliche Erweiterung der Teuerungszulagen jährlich 900 bzw. 700 M., die mittleren Beamten erhalten zu den bisher gezahlten außergewöhnlichen Zulagen eine weitere Erhöhung von 540 M., die unteren Beamten jedoch nur 360 M.

Im Hinblick auf die besonders harte Bedrängnis ihrer wirtschaftlichen Lage, die bei der geringen Höhe des in Betracht kommenden Dienstverdienstes durchaus begründet erscheint, betrachten die unteren Beamten diese Maßnahmen der Regierung nicht als einen Akt wirtschaftlichen Ausgleichs und vermissen in dieser neuesten Regelung der Kriegsteuerungszulagen den sozialen Grundgedanken, der der früheren wirtschaftlichen Bedrängnis der unteren Schichten des Beamtenstandes Rechnung trägt.

Die Sozialen Arbeitsgemeinschaft der unteren Beamten im Reichs- und Staatsdienste hat unter Darlegung der hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte eine Eingabe an den Reichsanzeiger und an das Staatsministerium gerichtet, in der sie die Regierung ersucht, unter entsprechender Erhöhung der neuen Höhe der Kriegsteuerungszulagen zu schaffen, daß das niedrigste Einkommen in besonderer Weise berücksichtigt wird.

Die unteren Beamten geben sich der Hoffnung hin, daß die Regierung sich den in dieser Eingabe vorgetragenen Gründen nicht verschließen und eine Erhöhung der für die unteren Beamten festgesetzten Beträge eintreten läßt.

Deutsches Reich.

Dishand bei in Berlin.

T. U. Berlin, 31. August. Der tüchtige Finanzminister Dishand bei ist gestern abend aus Konstantinopel in Berlin eingetroffen und hat im Hotel Wöln Wohnung genommen.

Die Arbeitslosigkeit im Kriegs.

Während die Entwidlung des durchschnittlichen Tagesverdienstes der männlichen und weiblichen Arbeiter während des Krieges veröffentlicht hat, "Reichsarbeitsblatt" eine Uebersicht, die zwar ein vollständiges Bild noch nicht ergibt, die aber doch Schlüsse auf die allgemeine Lageverhältnisse zuläßt. Bei fast sämtlichen Gewerbegruppen ergibt sich das gleiche Bild eines betrüblichen Steigens bis zum September 1914 und einer dauernden Steigerung von diesem Zeitpunkt an. Von einem Durchschnittslohn im September 1914 von 6,12 Mark für männliche Arbeiter ist der Lohn bis zum September 1916 auf 7,55 Mark gestiegen, das sind 146 vom Hundert des Lohnes im März 1914. Bei dem weiblichen Durchschnittslohn war die verhältnismäßige Steigerung während des Krieges größer, als bei dem männlichen Lohn. Sehr erheblich war zunächst der Rückgang zum März bis September 1914, und zwar fiel der Lohn unter 2,29 Mark auf 1,94 Mark. Dann steigten die Löhne ununterbrochen bis zum September 1916, doch vollzog sich hier die größte Steigerung nicht im ersten Kriegswinter, sondern vom September 1915 bis März 1916. Die Steigerung des Durchschnittslohnes ist in den einzelnen Industrien natürlich eine sehr verschiedene. In der elektrischen Industrie findet sich die höchste verhältnismäßige Zunahme des männlichen Lohnes, der von 4,52 Mark im März 1914 auf 7,44 Mark (also um 64,6 vom Hundert) im September 1916 stieg. Der weibliche Lohn nahm von 2,75 Mark auf 4,80 Mark (74,5 vom Hundert) zu. In der Eisen- und Metallindustrie stieg der Durchschnittslohn der Männer von 5,55 auf 8,02 Mark. Hier war die Zunahme des weiblichen Lohnes ebenfalls sehr bedeutend, er stieg von 2,06 auf 4,11 Mark, betrug also fast das Doppelte. Größere oder geringere Steigerungen weisen die Ökonomie in der chemischen Industrie, der Papierindustrie, der Gewerbegebiete der Holz- und Schnitzstoffe, im Nahrungs- und Genussmittelgewerbe usw. auf. Eine geringe Steigerung wurde im Spinnstoffgewerbe, überhaupt keine Steigerung im Bekleidungs- und Textilgewerbe festgestellt.

Halle und Umgebung.

Halle, den 1. September 1917.

Sedantag 1917.

Zum vierten Male aus weiterem Dünkel des Weltkrieges feiert lebhaft der Sedantag. "Sedan" ist nicht allein Schlacht- und Eines-Gebentags. Sedan ist der Tag höchster politischer Erfüllung und tiefer nationaler Begeisterung durch gemeinsames großes Erleben, durch Blut und Ehen. Der 2. September 1870 schmiedete in eins, was lange nicht eintreten konnte. Der Tag hat das deutsche Volk, eines Herzens, eines Blutes, auf die Höhe seines Weltbewusstseins. Einmaliges Reich erkund, unendlich herrlicher und schmückender, als es einst zu Zeiten Barbarossa gewesen war.

Wenn dennoch in den Jahren der 1914 die Feiertage des 2. September immer müder und blutiger werden sollte und in der

